



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Erzählungen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ist nur von einem die Rede, der es über sich gewann, aber auch aus Patriotismus, sich an die Feinde anzuschließen: Dumouriez. Alle andern fühlen sich einander immer noch näher als ihnen. Daran könnten wir lernen, wenn sich so etwas lernen ließe.



## Neue Erzählungen



ir machen heute unsre Leser ohne weitere Einleitung zunächst mit einem sehr hübschen Buche bekannt, das in die Gattung der landschaftlichen Erzählungen gehört, ohne gerade volkstümlich zu sein. Das Volk selbst findet an solchen Schilderungen seiner selbst am wenigsten Gefallen. Jan de Ridder, Erzählung von P. Stursberg (Bremen, Heinsius) ist für feine, ernste Leser bestimmt und wird auch anspruchsvollen Menschen genügen. Schon rein formell zeichnet sich die Erzählung durch einen ebenso einfachen, wie für ihren Gegenstand zutreffenden, beinahe mustergiltigen Stil aus. Keine Nachlässigkeit stört uns, keine Geschmacklosigkeit wird uns unangenehm. Die Geschichte spielt in Holland, dessen Natur und Volksart, ohne daß man viel Mühe bemerkt, anschaulich geschildert wird, und unter kleinen, meist sogar recht kleinen Leuten, deren Leben ganz eingehend behandelt wird, auch die Schattenseiten davon, ohne daß sich etwas zu verbes oder unanständiges breit machte. Obwohl nicht schöngemalt wird, sondern naturgemäß gezeichnet, so wird uns dennoch wohl in dieser Welt der niedrigen Leute. Kurz, man darf sagen: für den kleinen Lebensausschnitt, den der Verfasser geben wollte, hätte sich gar keine hübschere Form finden lassen.

Die Geschichte ist ungemein einfach. Jan de Ridder ist der junge Kutscher, Diener und Gärtner bei einem alten Doktorspaar, das zurückgezogen in einer Gartenvilla vor dem Dorfe wohnt. Er hat viele gute Eigenschaften, aber er ist nicht ganz fest gegen das Laster der Männer des Landes, den Trunk, und bisweilen kommt es darum zwischen seinem Herrn und ihm zu Austritten, von denen einer einmal der letzte sein könnte. Dann wäre er dem Verderben ausgeliefert, denn sein Vater ist ein alter, halb blödsinniger Trunkenbold. Von dem hat ers! sagt die beinahe ebenso einfältige Mutter, wenn sie in ihrer Hütte im Dorfe von einer neuen Übertretung ihres Jan hört. Nun heiratet dieser unsichere Lebensgefährte aber noch außerdem ein sehr wohlhabendes Bauermädchen, das bei Doktors dient und sich trotz der Unart des Burschen

in seine sonstigen Eigenschaften so sehr verliebt hat, daß sie sogar auf die Einwilligung ihrer stolzen Mutter verzichtet und sich von Doktors die Hochzeitsfeier ausrichten läßt. Beide jungen Leute bleiben in dem etwas erweiterten Gärtnerhäuschen der Villa und sind sehr glücklich, bis auf die plötzlich sich wieder einstellenden Rückfälle des Mannes. Daraus entsteht aber allmählich eine Tragödie, die trotz dem kleinen Zuschnitt der Verhältnisse doch etwas sehr großes in sich hat. Die Frau überwindet schließlich das Laster des Mannes und gewinnt ihn aufs neue, und alles geht gut aus. Es kommen noch einige Bauern und Bäuerinnen dabei vor, und eine fast ganz blödsinnige Kostgängerin bei Jan de Ridders Eltern, ferner eine Schnapswirtin im Dorfe, bei der die jungen Leute ihre Groschen vertrinken, also gewiß keine anziehende Gesellschaft. Trotzdem ist das kleine Buch sehr anziehend. Wem das wunderbar vorkommt, der muß es eben lesen. Und wir wünschen, daß das recht viele thun möchten.

Der Titel eines zweiten Buches, das uns nach Schweden führt und eine ebenfalls landschaftlich bestimmte Erzählung enthält, klingt viel vertrauenerweckender: Der Schutzengel, Roman von Ola Hansson (Berlin, Grote), aber der Leser wird darin doch etwas anderes finden, als was er sich vorgestellt hat, wenigstens unter dem Schutzengel, denn für Schweden ist das Buch sehr charakteristisch: es ist darin sehr viel die Rede vom Frühstück, von Hummern und Krebschereen, Punsch und Toddy, und von den Verhältnissen der Zeitungsschreiber. Der „Schutzengel“ ist ein reicher älterer Junggeselle, der früher so ziemlich in allen Fakultäten vergeblich studirt und sich dann als Berichterstatter am „Schonenschen Kurier“ in Malmö niedergelassen hat, wo er sich schon seit langer Zeit damit beschäftigt, die Menschen zu beobachten und zu bespötteln und dabei ausgesucht gut zu essen und zu trinken. Als Unterhaltung, so dann und wann abends beim Glase Wein, wäre der Mann nicht übel, denn eine Menge treffende, witzige und beißende Redensarten sitzen ihm sehr lose, aber auf die Dauer? Und nun verkehrt er noch dazu mit zwei blutjungen Redakteuren, die ziemlich grün und persönlich ganz ohne Anziehung sind. Sie scheinen eigentlich nur dazu da zu sein, von ihm aufgezo-gen zu werden. Der eine redigirt eine Bauernzeitung, hält Vorträge fürs Landvolk und kommt öfter nach dem großen Bauerndorfe Refvie, wo ihm auch eine Tochter des Dorfes wohlgefällt. Aber der „Schutzengel“ entscheidet anders über seine Zukunft. Er meint unter anderm: Refvie ist zum Untergang bestimmt. Von unten her kommen die Arbeiter, und die Arbeiter haben die Disziplin. Von oben her kommen die Juden, und die Juden haben die Schläue. Aber Refvie hat weder Disziplin noch Schläue. Refvie ist dumm und stumpf, es trinkt Toddy, spielt Préférence, baut Zuckerrüben, besucht Fortbildungsschulen. Und wenn der letzte alte Bauernhof auf die Gant gekommen ist, dann fällt der ganze germanische Gesellschaftsbau und die ganze

germanische Kultur über den Haufen, um sich nicht wieder aufzurappeln. Amen!

Die Handlung, soweit davon die Rede sein kann, spielt teils in Resvie, teils in Malmö im Redaktionszimmer oder in einem Frühstückslokal. Einige Menschen werden noch vorgeführt, aber nicht lange genug der Beachtung gewürdigt, um uns näher treten zu können; nach etlichen anzüglichen Bemerkungen werden sie wieder entlassen. Schließlich heiratet der eine grüne Redakteur ein hübsches Arbeitermädchen, das der „Schutzengel,“ ohne daß man weiß, an Kindesstatt angenommen und zur Erbin seines Vermögens gemacht hat. Die langweilige, ehrbare Meinung der Stadt hält den „Schutzengel“ für den Abschaum von Trivolität und Unsitte; er ist überzeugt, daß er allein der wahren Sittlichkeit dient, und hat wenigstens das für sich, daß er interessanter ist als die tugendhaften Leute, wenigstens soweit sie in Malmö vorhanden sind.

Die Erzählung („Roman“ beruht auf Begriffsverwechslung) ist nicht etwa aus dem Schwedischen überfetzt, sondern für deutsche Leser geschrieben. Haben denn aber diese wirklich soviel Interesse an dieser gewiß sehr treu geschilderten Gesellschaft von Spießbürgern und Roués? Daraus einen Roman zusammenzudichten, ist jedenfalls eine Verirrung; als Kulturbild, wenn auch keins von den besten, wollten wirs uns gefallen lassen.

Unter Ola Hanssons Menschen fängt jedes neue Zusammensein mit irgend einer leiblichen Stärkung an, und weil immer gegessen und getrunken wird, so bleibt für abstraktere Dinge nicht viel Raum; es ist merkwürdig, wie wenig Gedanken sich diese Leute mitzuteilen haben, innerhalb eines Umfangs von beinahe zweihundert Buchseiten kaum eine einzige ordentliche Unterhaltung! Dagegen giebt uns Clara Sudermann einen der bekannten neudeutschen Liebesromane mit viel Unterhaltung und mehr zurücktretender Schilderung: Die Siegerin (Verlag der „Wiener Mode“). Wir werden in ein ostpreussisches Försterhaus geführt. Die älteste Tochter ist mit einem sehr reichen adlichen Gutsbesitzer unglücklich verheiratet; sie hat ihn nur seines Geldes wegen genommen, liebt ihn nicht und wird recht schlecht von ihm behandelt. Ihre Liebe war ein ebenfalls adlicher Offizier, auf dessen Hand sie aber verzichten mußte, weil er arm war. Dieser ist nun plötzlich durch Erbschaft Besitzer großer Güter geworden und möchte mit Hilfe des alten Oberförsters seine neu erworbenen Waldungen aufforsten lassen. Durch Vermittlung der jüngern Schwester sucht er sich seiner einstigen Braut zu nähern, die zum Unglück gerade ihrem Mann davongelaufen und im Försterhause mit ihren beiden Kindern eingetroffen ist. Diese jüngere — die „Siegerin“ — ist ein Ausbund von kecker, anziehender Anmut und Geistesheit, die tanzenden Herren reißen sich förmlich um sie, wenn sie in den Gesellschaften der benachbarten Gutsbesitzer als erster Stern, „wie gewöhnlich,“ erscheint. Sie ist immer

einfach angezogen, weil sie es nicht reicher geben kann, ist aber trotzdem immer die schönste, die unterhaltendste, die gewandteste (ihre verstorbne Mutter war eine Engländerin) und auch recht anspruchsvoll. Sie spricht von diesen auf großem Fuße lebenden Leuten, wie wenn es gerade freundlich genug von ihr wäre, in deren Häusern sich zu vergnügen oder zu langweilen, je nach der Beschaffenheit der Gastgeber. Sie findet auf dem Gute eines Junggesellen mit vieler Dienerschaft die Weine gut, das Essen schlecht.

Was nun zunächst diesen Hintergrund unsers Romans anlangt, so kennen wir die Ostpreußen auch, aber wir kennen sie als ziemlich ruhige, nüchterne, rechnende Menschen und finden es einigermassen unwahrscheinlich, daß alle diese reichen Familien höhern Standes eine arme Försterstochter umschwärmen und verziehen sollten, deren Haus ihnen keinerlei Erwiderng bietet, die persönlich zum Dank für genossene Gastfreundschaft noch den Söhnen die Köpfe verdreht, die Töchter aussticht und über die Alten mitleidige Bemerkungen macht. Wir fürchten, solch gute Menschen giebt es selbst in Ostpreußen nicht. Aber dafür sind wir im Reiche des Romans, und gedichtet hat ihn eine Frau.

Maggie, die Siegerin, nimmt die ältere, unglückliche Schwester rührend auf, tröstet sie und will ihr ihren ersten Liebhaber, den nunmehrigen Gutsbesitzer von Sackersdorf, wieder verschaffen, obwohl der gegenwärtige Gatte an alles eher denkt als an Scheidung, und auch der alte Oberförster davon nichts wissen will. Das ist also jedenfalls sehr schwer. Aber was wäre zu schwer für die Heldin eines solchen Romans? In den recht nett geschilderten Unterhaltungen der beiden Schwestern, einigen Besuchen von Papa und Maggie bei Sackersdorf und in dem, was die einsame, getrennte Frau hiervon erfährt und dabei empfindet und darüber spricht, wird der Faden weiter gesponnen. Nachdem wir uns an einige Unwahrscheinlichkeit in dem Laufe dieser kleinen Welt gewöhnt haben, folgen wir den einzelnen Akten mit Interesse. Wir sind sogar gespannt, da die Siegerin allmählich auf das Ziel zusteuert, anstatt für die Schwester für sich selbst den Sackersdorf zu fangen, und ihn auch wirklich fängt. Denn nun wird die Sache kritisch. Die Schwester ist natürlich außer sich über ihren eigennütigen Liebesboten, deren Mann ist auch nicht angenehmer geworden infolge so wunderbar sich überstürzender Neuigkeiten, und nach allerlei Zwischenfällen, die wir übergehen, trägt es sich endlich zu, daß Frau von Kurowski im Forsthaufe kurz vor der Trauung Maggies Herrn von Sackersdorf einen förmlichen Antrag macht, den dieser mit dem Hinweis auf seine nunmehrige stärkere Verpflichtung noch gerade zu rechter Zeit abschneidet. Sonst hätte Herrn von Kurowski und der künftigen Frau von Sackersdorf dies bedenkliche Zwischenspiel in den engen Räumen des Forsthauses unmöglich entgehen können.

Aber was soll nun aus unserm Roman werden? fragt sorgenvoll der Leser, dessen Gedanken sich ja teilen müssen zwischen den Geschehnissen der Per-

jonen und der Forderung eines richtigen Schlusses für das Kunstwerk. Kleinigkeit! sagt Clara Sudermann, das läßt sich machen. Nämlich so: Zunächst lange Pause. Nach Jahren, da der alte Oberförster in Ruhestand treten will, kommen die Familien seiner beiden Töchter, um ihn das letztemal im Forsthaufe zu besuchen. Maggie, nun, die durfte nicht glücklich werden, denn sie hat doch eigentlich recht niederträchtig gehandelt, und das fühlt sie auch längst. Zur Strafe dafür ist sie jetzt nervös, hat keine Kinder, und der blonde, schlanke, ideale Sackersdorf sieht etwas ver—essen aus und macht recht einfältige Bemerkungen, wenn er überhaupt noch spricht. Kurowskis aber sind seelenvergnügt. Er ist noch ein bißchen roh und polternd, aber im ganzen doch artig, sie eine gute Hausfrau, denn sie ist „so fromm geworden,“ wie Maggie schon unterwegs auf der Reise gehört hat (sie hat nämlich zuletzt mit ihrem Manne auf dessen sächsischen Gütern gelebt). Also das ist die Lösung! Und Sackersdorf bemerkt dazu täppisch: „Bei uns zu Hause war das auch so; meine Mutter hielt sehr darauf, daß die Leute kirchlich waren, und eigentlich gehört sich das auch . . .“ Unter „Leute“ versteht er natürlich die Diensthofen, worauf die Erzählung weiter geht: Maggie lachte hell . . . Er hielt erschrocken inne. — Was noch folgt, ist unwesentlich.

Frau oder Fräulein Sudermann (wir sind in der neuern Litteraturgeschichte nicht recht beschlagen) hat vor das Buch ihr eigen Bildnis gesetzt mit einem äußerst behaglichen Gesichtsausdruck. Sie selbst scheint also von ihrer Leistung befriedigt zu sein. Das wäre doch wenigsten ein Erfolg des Romans.

Vier kleine Erzählungen in einem hübsch illustrierten Bande (Stuttgart, Bonz u. Comp.) von Hermine Billinger haben den Titel: Aus unsrer Zeit. Aber wer darin realistische, an wirklich vorkommende Dinge erinnernde Schilderungen erwartete, würde sehr enttäuscht werden. Es sind so zu sagen gedichtete Geschichten, aus sehr vielen Unwahrscheinlichkeiten zusammengesetzt, wie sie in Dichtungen weiblichen Ursprungs fast niemals fehlen, aber doch ganz nett zu lesen. Die Motive sind ein wenig verbraucht: ein Nähmädchen, das einen armen Adlichen heiratet und, um die Vornehmheit aufrecht zu halten, lieber die Familie verhungern läßt, sodaß es ihre Söhne vorziehen, nahrhafte Gewerbe zu ergreifen und bürgerliche Mädchen zu heiraten; eine Revisorstochter, die Lehrerin wird, einen wohlhabenden Gastwirt heiratet und ihre ganze Familie wie Hans im Glücke zu sich ins Haus nimmt; eine Verlobung in einem Alpenhotel, die ganz anders ausfällt, als die vielen unbeschäftigten Beobachter anfangs denken. Dazu noch eine Dorfgeschichte von etwas zweifelhaftem Gepräge, der Stimmung nach ganz wirkungsvoll, aber unheimlich und jedenfalls nicht zu den ersten drei, wesentlich komischen Geschichten passend. Sie alle treten nicht anspruchsvoll auf und werden manchen Leser angenehm zerstreuen.

Außerlich erscheinen uns auch Hans Arnolds Neue Novellen aus alten und neuen Tagen (in demselben Verlag, 3. Auflage) nicht viel anders. Sie sind höchst komisch, manchmal burlesk, hie und da stark aufgetragen, aber ungemein gewandt erzählt und darum nicht unwahrscheinlich. Man sieht auch, daß sehr viel erlebtes darin verarbeitet ist. Darum steht dieses Bändchen seinem Inhalte nach höher als das vorher erwähnte. Noch lieber sind uns allerdings die ernstern Erzählungen, die Arnold früher veröffentlicht hat. Aber so denkt nicht jeder zu jeder Zeit, und wer sich einmal recht angenehm und leicht unterhalten will, für den sind diese Humoresken: Der Fähnrich als Erzieher usw. wie gemacht: witzig, harmlos und durchaus anständig. „Novelle“ ist freilich in Bezug auf die bescheidne Gattung zu viel gesagt.

In demselben Verlage und in der bekannten gleichen Ausstattung ist endlich noch ein neuer zweibändiger Roman von Ludwig Ganghofer erschienen: Die Bacchantin, mit ausgearbeiteten Charakteren und anschaulichen Schilderungen, wie man sie bei dem Verfasser zu finden pflegt. Dieser Roman spielt teils in Wien auf der Besitzung eines gewaltig reichen verwitweten Industriebarons, teils in Stalien, wohin dessen schöne und geistvolle einzige Tochter geschickt wird, damit sich der Vater ungestört mit einer Theaterprinzessin verloben kann. Die Tochter lernt in Stalien einen anziehend dargestellten Bildhauer mit einem geheimnisvollen, fast dämonischen Wesen kennen und fesselt nun ihn, der einst jene „Bacchantin,“ die baldige Stiefmutter des jungen Mädchens, geliebt hat. Das junge Mädchen sieht ihr Bildnis in dem Atelier, ehe sie weiß, wen es darstellt, und es dauert andererseits auch noch eine Weile, bis der Bildhauer weiß, was aus seiner einstigen Geliebten geworden ist. Bald aber kommt die neue Baronin nach Stalien, und das junge Mädchen kehrt wieder nach Wien zurück. Der Bildhauer folgt ihr nach. Durch das Erscheinen aller drei Hauptpersonen auf demselben Schauplatz, in der Villa des Barons in Wien, kommt die allmählich eingetretne Entwicklung zu einer sehr schnellen und traurigen Entscheidung. Die „Bacchantin“ wird von einem wahnsinnigen dritten Liebhaber erdolcht. Der Baron ist Witwer, wie früher. Seine Tochter kann sich unter den schmerzlichen Eindrücken nicht entschließen, dem Bildhauer ihre Hand zu geben.

Dieser Schluß hat insofern etwas ganz unbefriedigendes, als man allein über die Persönlichkeit, an der einem am wenigsten gelegen ist, die nichts-nützige Bacchantin, etwas endgiltiges erfährt, über die Zukunft aller andern aber ganz im ungewissen bleibt. Es will dem Leser durchaus nicht in den Sinn, daß diese viel interessantern Menschen nichts weiter sein sollen als Statisten für die Solotänzerin. Dafür läßt der Verfasser den Schluß äußerlich sehr wirkungsvoll vor sich gehen, und wenn wir das Buch zumachen, ist uns ungefähr zu Mute, wie nach einem abgebrannten Feuerwerk, das ja aber für viele Menschen in der That das Schönste an einer Aufführung ist.

Der Roman hat übrigens alle Vorzüge, die wir an dem Verfasser kennen, und in der Kunst der Schilderung steht er hinter keinem der frühern zurück. Warum er uns — ganz persönlich verstanden! — nicht so zusagt, wie es nach seiner technischen Vollkommenheit sein müßte, wollen wir noch kurz erwähnen. Man ist ja bei Ganghofer keine sehr tiefe innere Lebensauffassung gewohnt, in der Regel aber erfährt man doch auch im Kreise seiner Menschen etwas, wodurch man an eine Welt des Übersinnlichen erinnert wird. Hier aber, in diesem neuesten Romane, leben die Teilnehmer alle nur ein höheres egoistisches Genußleben. Die Hauptsache ist, daß sie Geld auszugeben haben und es auch verstehen, weil sie gebildet sind. Außerdem sind sie persönlich mehr oder weniger sympathisch, aber über das Streben und den Erfolg, angenehme Eindrücke um sich zu verbreiten, ohne daß es viel Mühe macht, kommt der einzelne nicht hinaus. Ob wir uns z. B. in einem vornehmen jüdischen Wiener Hause befinden, wo das Orientalische nicht mehr stört, oder in einer „auch-katholischen“ Familie, wüßten wir nicht zu sagen. Wir meinen doch, daß dergleichen bei einer solchen Ausführlichkeit der Schilderung zum einfachsten „Milieu“ gehörte, von tieferer Weltanschauung nicht zu reden, die ja nicht für jeden Leser Bedürfnis ist.

Sehr fein sind die Abbildungen, z. B. sind die Örtlichkeiten aus Italien auch im kleinsten Maßstabe nicht nur zierlich, sondern auch erkennbar und bezeichnend. Und bei diesem Anlaß möchten wir noch eins hervorheben, was uns oft an modernen Romaniustrationen aufgefallen ist und auch auf einige der Illustrationen bei Hans Arnold und Hermine Willinger paßt. Der jetzige Kleiderschnitt bei den Frauen ist so häßlich und übertrieben, daß sich seine treue Wiedergabe abgesehen von Modejournalen und Karikaturen nur für die allermodernsten Zeitromane empfiehlt. Sobald die Erzählung nur ein paar Jahre zurückgreift, paßt er schon nicht mehr, und bei den Erzählungen aus der Jugendzeit der Verfasser muß er jedem Leser von Geschmack lächerlich erscheinen. Es ist nicht zu verlangen, daß die Wignettenzeichner zugleich Geschichtsphilosophen seien, aber etwas nachdenken über den Inhalt, den sie zu illustriren haben, dürften sie schon, ehe sie ihren Zeichenstift ansetzen.

